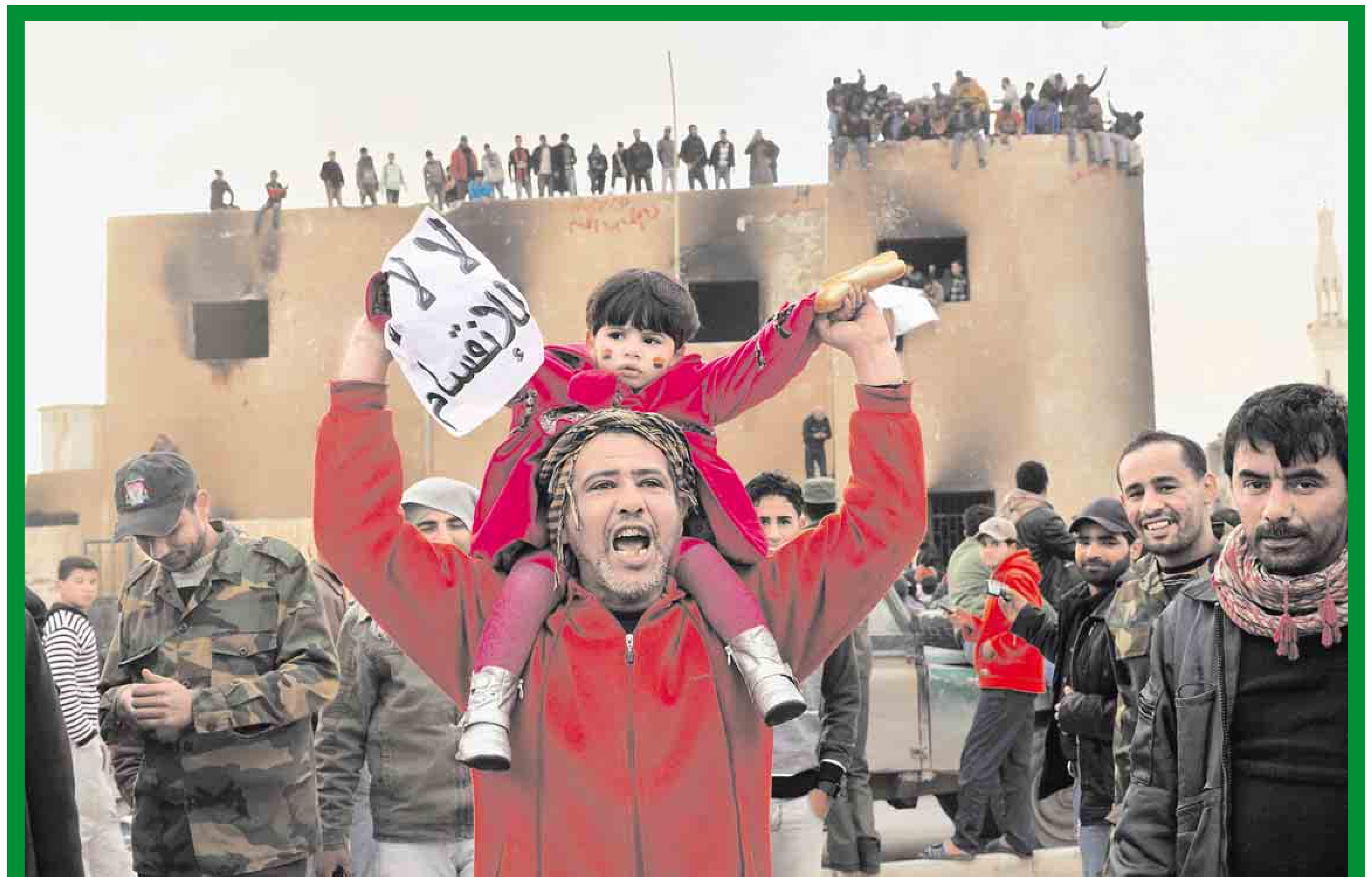


Tyrannenland ist abgebrannt: Vor den rußschwarzen Mauern der Polizeizentrale in der libyschen Stadt Tobruk bejubeln große und kleine Bürger das Ende des Regimes. Ein Bild – oder das Bild? – der „Arabellion“

Unser arabischer Frühling

Was wird aus der Revolution in Nahost? Martin Gehlen und Katharina Eglau haben sie als unsere Korrespondenten miterlebt. Und meinen: Die Region ist auf Dauer verändert. Ein Bericht aus nächster Nähe

Von Martin Gehlen (Text) und Katharina Eglau (Fotos)

Ägypten

Etwa zur Hälfte seiner 30 Jahre langen Herrscherzeit gab Hosni Mubarak einmal in einem Interview erstaunliche Einsichten kund. „In einem totalitären Regime weiß man nie, welche Fehler gemacht werden“, sagte er im Jahr 1994. „Anders in einer Demokratie: Wenn jemand etwas verkehrt macht, wenn er etwas gegen den Willen des Volkes tut, kommt das sofort an die Oberfläche. Und die ganze Bevölkerung schaut zu.“

„In einem totalitären Regime weiß man nie, welche Fehler gemacht werden.“ Anders ausgedrückt, die Machthaber wissen nicht, was in ihrem Volk wirklich vor sich geht. So genau wollen sie es auch gar nicht wissen. Werben um die innere Zustimmung der Bevölkerung für politische Entscheidungen, Berücksichtigung der öffentlichen Meinung, Diskussion alternativer Politikideen, Kompromisse mit Gegnern oder gar Kritik an den Herrschenden – das war in den Machtsystemen der arabischen Welt nicht vorgesehen. Diese Ausgrenzung der Bevölkerung vom politischen Geschehen, das war und ist der Kern der jahrzehntelangen politischen Fäulnis im Nahen und Mittleren Osten.

Martin Gehlen war bis 2008 Politikredakteur des Tagesspiegels. Seitdem ist der promovierte Politikwissenschaftler Nahostkorrespondent unserer Zeitung. Er lebt und arbeitet in Kairo.

Foto: Kai-Uwe Heinrich

Meine Frau, die Fotografin Katharina Eglau, und ich, wir leben und arbeiten seit mehr als drei Jahren in Kairo. Die Revolution in Ägypten habe ich vom ersten Tag bis zu Mubaraks Sturz am 11. Februar vor Ort miterlebt, Katharina war kurz nach Beginn der Demonstrationen nach Deutschland gefahren und konnte zunächst nicht nach Kairo zurückkehren.

Den Osten Libyens haben wir im Februar direkt nach Beginn des Volksaufstands gegen Gaddafi und ein zweites Mal nach Beginn der Nato-Einsätze gemeinsam bereist. Auch den Fall von Tripolis im August erlebten wir vor Ort mit, zu einem Zeitpunkt, als Gaddafis Eliteeinheiten den Süden der Stadt noch teilweise unter Kontrolle hatten. Anders als bei politischen Reportagen vor Ort, sollen in diesem Text einmal persönliche Erlebnisse und Eindrücke im Vordergrund stehen, die bei der Berichterstattung in der Regel unter den Tisch fallen.

In Ägypten spricht heute jeder von der 25.-Januar-Revolution, obwohl dieser Dienstag ganz unspektakulär begann. Es war schulfrei, die Geschäfte waren geschlossen. Offiziell war sogenannter Feiertag der Polizei. Und wieder einmal hatten Oppositionsgruppen zum Protest aufgerufen, zu einem Tag des Zorns, diesmal beflügelt durch den Sturz des tunesischen Diktators Ben Ali, der elf Tage zuvor nach Saudi-Arabien geflohen war.

Protestdemonstration in Mubaraks Kairo – das hieß bis dahin: Es erscheinen 300 Unentwegte, schnell umzingelt von 3000 Polizisten. „Crowd Control“ auf Ägyptisch – das ging dann so: Die Polizei schaut ein paar Minuten zu, dann gibt es Prügel im Verhältnis zehn zu eins. Egal ob Einheimischer oder Ausländer, ob Demonstrant oder Journalist, Ägyptens Polizei machte nie viel Federlesens. Nach einer halben Stunde waren die Aufsässigen abgeführt und weggekarrt. Wenn sie Glück hatten, wurden sie einige Nächte später grün und blau geschlagen irgendwo an der sechsspurigen Wüstenautobahn zwischen Kairo und Alexandria wieder ausgesetzt. Und damit war ihnen – so das Kalkül des Mubarak-Regimes – die Lust aufs Demonstrieren ein für allemal ausgetrieben.

Nun also der 25. Januar. Um 16 Uhr sollte die Demonstration beginnen. Eine dreiviertel Stunde vorher ging ich alleine los zu Fuß in Richtung Tahrir-Platz – mit geringen Erwartungen und mulmiger Angst vor den Schlägerpolizisten. Ereignisse wie in Tunesien, hatte tags zuvor der damalige Außenminister Ägyptens noch gedroht, werde es am Nil definitiv nicht geben. Einen Vergleich seines Landes mit Tunesien nannte er „baren Unsinn“ und „Fantasterei“.

Plötzlich aber kam eine erste Protestkolonne um die Ecke, einige hundert Leute, dann auch aus anderen Himmelsrichtungen. Ein Zug Studenten von der Kairo-Universität hatte sich einen Weg über die alte Qasr-el-Nilbrücke zum Tahrir-Platz gebahnt. Und im Nu war ich mitten im Gewühl. Ein junger Mann ist mir besonders in Erinnerung geblieben, er hatte seine Großmutter untergehakt, die sich – total perplex und neugierig – ständig nach allen Seiten umschaute. Sie war definitiv das erste Mal in ihrem Leben demonstrieren. Auf meinem Handy befindet sich von diesem 25. Januar noch eine SMS an Katharina von 16 Uhr 56, die ich neulich beinahe gelöscht hätte. Der Text lautet: „Komm zum Tahrir, es ist der Wahnsinn, das Ende Mubaraks.“

Trotzdem blieben mir an diesem Abend Zweifel, genauso wie sicher auch vielen Ägyptern. Vielleicht 5000, vielleicht auch 10000 Demonstranten hatten es bis auf den berühmten Platz mit dem Kreisverkehr geschafft. Ab und zu flogen Tränengasgranaten, im Ganzen aber hielt sich die Polizei auffallend zurück. Unter den Demonstranten löste das Euphorie aus. „Dies ist nur der Anfang – jetzt wird das Volk nicht mehr zu stoppen sein“, sagte mir ein junger Apotheker. „Endlich haben die Ägypter die Barriere der Angst durchbrochen. Wir werden es schaffen, wir gehen hier nicht mehr weg, bis Mubarak gestürzt ist.“

Morgens früh um zwei Uhr war dann Schluss. Mit Tränengas und Schlagstöcken wurden die Leute innerhalb einer Viertelstunde in alle Himmelsrichtungen davongejagt. Wie es schien, war damit auch dieses Aufbegehren – wenn auch größer als je zuvor – aus und vorbei.

Katharina Eglau ist Berlinerin, ausgebildete Fotografin und Fotojournalistin. Seit drei Jahren arbeitet sie von Kairo aus als freie Fotografin im Mittleren und Nahen Osten.

Foto: Kai-Uwe Heinrich

Meine Überzeugung, dass Mubarak tatsächlich am Ende ist, wurde erst drei Tage später zur Gewissheit – am 28. Januar, einem Freitag, dem Sonntag in der islamischen Welt. Der Tag begann journalistisch mit einem Super-Gau. Morgens schaltete ich den Computer an, das Internet war gekappt. Das Handy ging auch nicht, nur noch die Festnetzleitung. So etwas hatte bisher im Internetzeitalter noch nie ein Staat der Erde gemacht, Tunesien nicht und selbst der Iran nicht auf dem Höhepunkt der grünen Massenproteste im Sommer 2009. Man bekommt keinerlei Nachrichten mehr, kann seine Texte nicht versenden, ist vollkommen von der Welt abgeschnitten. Auch alle Facebook-Aktivisten tappten im Dunkeln, konnten sich nicht mehr koordinieren. In meinem Falle hatte ich Glück. Der Kollege der Süddeutschen Zeitung besitzt einen Satellitenempfänger fürs Internet. Und da er auf dem kleinen Balkon seiner Wohnung kein Signal bekommen konnte, kam er gleich am Morgen zu mir in die Wohnung. Wir haben den Satellitenempfänger auf meiner Terrasse aufgestellt und fortan gemeinsam benutzt. Zweite wichtige Quelle war das Fernsehen, vor allem Al Dschasira, aber auch die BBC – und natürlich das ägyptische Staatsfernsehen mit seiner heilen Gegenwelt.

Daraus entwickelte sich dann unter meinem Dach für die nächsten 14 Tage bis zu Mubaraks Sturz eine Art „revolutionärer Wohngemeinschaft“. Wir haben zusammen gewohnt und gearbeitet, die Tage der schlimmsten Gewalt gemeinsam überstanden – und hatten am Ende für drei Jahre Zwieback im Haus.

Den für mich entscheidenden Moment auf der Straße erlebte ich an jenem Freitagmittag, also genau zwei Wochen vor Mubaraks Sturz, vor der Mustafa-Mahmoud-Moschee im Stadtteil Mohandessin. Als wir dort ankamen, hockten die Menschen mit gesenkten Köpfen auf dem Bürgersteig vor der Moschee und auf den Rasenflächen des angrenzenden Platzes, der von Hochhäusern gesäumt ist. Um alle Beter herum hatte die schwarze Sonderpolizei mit martialischer Pose einen lückenlosen, schwarzen Kordon gezogen. Und die Minuten vergingen wie im Stundentakt. Kaum aber war das letzte „Allahu Akbar“ des Freitagsgebets aus den Lautsprechern verklungen, waren alle mit einem Schlag auf den Beinen. Es war wie eine Explosion der Wut. „Weg mit dem Regime“ und „Hau ab, Mubarak“, skandierte die Menge von einer zur anderen Sekunde. Im Nu waren die Kordons der Polizisten durchbrochen, laut fluchend herrschten die Offiziere ihre übertölpelten Mannschaften an.

Doch da hatte sich der tausendköpfige Menschenzug bereits in Bewegung gesetzt. Autos hupten, ihre Fahrer grüßten mit „Victory“ und die Menge antwortete mit „Freiheit, Freiheit“. Erleichterung stand in den Gesichtern, aber auch Überraschung über sich selbst, als der Marschzug an der nächsten Ecke abbog in Richtung Nil. „Kommt mit, kommt mit“, skandierten die Menschen und versuchten, die vielen Schaulustigen von den Balkonen herunterzuwinken. Mit Erfolg. Immer mehr ließen sich mitreißen. Am Ende waren es Hunderttausende, die in Kairo und Alexandria, in den Städten im Delta und Oberägypten auf den Straßen waren.

Es war der Beginn eines Volksaufstandes, wie es ihn noch nie in der Geschichte des Landes gegeben hatte. Stundenlang wogte die Schlacht zwischen Polizei und Demonstranten auf den von den Sicherheitskräften total blockierten Nilbrücken hin und her. Wir wohnen etwa fünf Minuten vom Nil entfernt. Während wir am frühen Nachmittag die Andruckfassungen für unsere Zeitungen schrieben, schallten vom Nil her abwechselnd die Angstschreie und Jubelrufe der Demonstranten herüber. Nach acht Stunden Vor und Zurück hatten die Demonstranten am Abend schließlich den Tahrir-Platz erobert – und sollten ihn bis Mubaraks Sturz nicht mehr hergeben.

HEIM UND BURG

Schotten dicht. So sah es zur Zeit der heftigsten Gewalt draußen in Gehlens Flur in Giza aus: Mehrere Zimmertüren mussten die **Wohnungstür** verstärken, aus der Waschmaschine, einer Kommode, mehreren zersägten Regalbrettern und dem Hängemattenständer hatte sich unser Korrespondent eine **Barrikade** gegen mögliche ungebetene Eindringlinge gebaut. Ein Handy-Foto der Hausmacher-Konstruktion ging anschließend nach München, zu Gehlens Bruder, einem Bauingenieur. Das Urteil des Fachmanns: **Das dürfte halten.**

Dann begann die Nacht der blanken Gewalt. Meterhoch schlugen die Flammen aus dem Hauptquartier von Mubaraks Regierungspartei am Nil in den Nachthimmel. Verzweifelt versuchte die Feuerwehr, ein Übergreifen des Großbrandes auf das weltberühmte Ägyptische Museum zu verhindern. 150 Menschen wurden an diesem Tag erschossen oder von Polizeiautos gezielt überfahren, rund 2000 Menschen verletzt, mindestens 60 Polizeistationen gingen in Flammen auf. Das Ägyptische Museum wurde teilweise geplündert. Am Abend und in den nächsten Tagen entkamen 24 000 Kriminelle aus den Gefängnissen. Und mit einem Schlag, wie von Geisterhand, waren plötzlich alle Polizisten von den Straßen verschwunden.

Das war also die Botschaft Mubaraks an sein Volk: Ihr könnt wählen, entweder ich oder Chaos. Die ganze Nacht über wurde geplündert und geschossen. Selbst auf dem Gelände der renommierten Nasser-Offiziersakademie in Dokki, direkt gegenüber unserem Wohnhaus, versuchten Gangster während der Nacht sechs Mal, an das Waffendepot heranzukommen, zum Glück vergeblich. Wir selbst waren wegen der wilden Tumulte vor unserer Haustür bis um drei Uhr früh auf den Beinen.

Inzwischen sind die dramatischen Ereignisse acht Monate her. Und die revolutionäre Euphorie ist einem mittelschweren Kater gewichen. Egal, wen man heute in Kairo zu den drängendsten Problemen Ägyptens fragt, man erhält stets drei Antworten – und zwar in dieser Reihenfolge: Innere Sicherheit – religiös motivierte Gewalt – Niedergang der Wirtschaft.

Ich will mich hier vor allem auf den Aspekt der inneren Sicherheit konzentrieren: Die Verhältnisse in Ägypten zeigen inzwischen Züge von Anarchie: Wohnungseinbrüche und Autodiebstähle, illegale Hausbauten, Überfälle und Entführungen und Schutzgelderpressungen. Kairo war eine ausgesprochen sichere Stadt, ist es im Großen und Ganzen immer noch. Doch man muss jetzt mehr aufpassen. Viel mehr Menschen sind bewaffnet, nicht nur mit Messern wie früher, sondern auch mit Pistolen und Elektroschockern. Die Touristen meiden Ägypten aus Angst. Und die Auslandsinvestitionen sind nach 12 Milliarden Dollar im Jahr 2010 auf unter eine halbe Milliarde im Jahr 2011 gesunken.

Die größte Gefahr ist, dass diese kriminelle Gewalt bei den am 28. November geplanten ersten demokratischen Parlamentswahlen umschlägt in politische Gewalt. Der nächste Präsident nach Hosni Mubarak soll erst Ende 2012 gewählt werden, nachdem eine neue Verfassung seine genauen Machtbefugnisse definiert hat. Eine sehr lange Zeit für den Übergang von der Militärherrschaft zur zivilen Macht, in der noch viel passieren kann. Und in der Ägypten seinen Start in eine demokratische Zukunft auch gründlich verpatzen könnte.

Der nächste Präsident wird 2012 gewählt – viel Zeit des Übergangs

Trotzdem: Ich bin optimistisch für die Menschen nicht nur in Ägypten, sondern in der ganzen arabischen Welt. Sie haben erreicht, dass die Ära eiserner Fäuste und gottgleicher Despoten in ihrer Region vor dem Ende steht, auch wenn sich Syriens Baschar al Assad und Jemens Ali Abdullah Saleh weiter an ihre Macht klammern. Je länger die euphorischen Tage der Revolutionen zurückliegen, desto klarer wird den neuen arabischen Bürgern, wie jahrzehntelang, mühsam und anstrengend der Weg in offene, liberale Gesellschaften noch werden wird. Doch die Chancen waren noch nie so groß wie heute. Und die Sehnsucht nach Freiheit, Würde und Selbstbestimmung wird am Ende siegen.

— Die beiden Texte auf dieser Seite sind die gekürzte Fassung eines Vortrags von Martin Gehlen und Katharina Eglau im Salon des Tagesspiegels und im Berliner Canisius-Kolleg.

Libyen

Als Journalist nach Libyen zu reisen, dass war vor dem Volksaufstand im Februar 2011 praktisch unmöglich. Meist wurde man schon an der Tür der Botschaft in Kairo abgewiesen. Visaanträge blieben unbeantwortet, in der Hoffnung, dass die lästigen Fragesteller irgendwann von selbst aufgeben würden. Im Sommer 2010 klappte es dann doch und wir waren mit einer größeren Gruppe Journalisten zum ersten Mal in Libyen, damals noch das unangefochtene Reich des „Bruder Führers“ Muammar Gaddafi. Nach der Rückkehr in Kairo war ich derart genervt, dass ich mir schwor: In dieses Land setze ich nie wieder einen Fuß.

Warum? Die Antwort hatte ich als Infokasten meiner damaligen Reportage beigefügt, den allerdings keine der Zeitungen gedruckt hat. So genau wollte man es damals in Deutschland offenbar auch nicht wissen. Der Text lautete: „In keinem arabischen Land werden Journalisten so ungeniert überwacht wie in Libyen. Die ausländischen Besucher werden systematisch von der Bevölkerung abgeschirmt, damit sie sich möglichst kein Bild von der Meinung im Volk machen können. Wer seinen Computer offen im Hotelzimmer liegen lässt, muss damit rechnen, dass sich jemand daran zu schaffen macht. Korrekt gekleidet mit Sonnenbrille, Schlips, Jackett und Handy folgen einem die Aufpasser so diskret sie können durch die Straßen. Bei einem Gespräch mit Bürgern bilden auch schon einmal mehrere der beamteten Lauscher mit gesenktem Kopf und gespitzten Ohren einen Kreis, so dass jeder gelernte Libyer sofort weiß, dass er jetzt besser schweigt. Und wer in der Stadt fotografiert, dem kann es passieren, dass sich plötzlich irgendein Schnüffler vor ihm aufbaut, sich die Fotos zeigen lässt und verlangt, dass einige gelöscht werden.“

Und nun plötzlich der Aufstand in Libyen am 17. Februar, einem Donnerstag, sechs Tage nach dem Sturz von Hosni Mubarak. Das Internet war sofort abgeschaltet – Ägypten hatte es vorgemacht. Gaddafi ließ von Anfang an ohne Erbarmen auf sein Volk schießen. Am folgenden Sonntag, also drei Tage später, liefen erste Bilder von einem CNN-Korrespondenten im Fernsehen, der offenbar bis Tobruk gefahren war, 150 Kilometer von der Grenze zu Ägypten entfernt. 48 Stunden später, am Dienstagabend, machten auch wir uns auf den Weg, nachdem der italienische Außenminister tagsüber gesagt hatte, der Osten Libyens, die Cyrenaika, sei komplett in der Hand der Rebellen. Wir wussten zunächst überhaupt nicht, was uns erwarten würde. Die libyschen Grenzposten waren verschwunden, nur einige freundliche, bewaffnete Rebellen lungerten in den Häuschen herum und blätterten neugierig in den Pässen. Stempel hatten sie nicht.

Was unauslöschlich in Erinnerung geblieben ist von diesen ersten Tagen damals, ist dieser seelische Überdruck der Menschen. Jeder wollte mit uns reden, jeder seine Geschichte loswerden. In Tobruk waren wir drei Stunden lang umringt von Menschen, die alles auf einmal aus sich herausschreien wollten. In Bengasi, bis zum Sturz von Tripolis die Hochburg der Rebellen, erlebten wir Szenen wie aus der Apokalypse. Katiba nannten die Menschen das Gelände, auf das wir gelangt waren. Für sie war es der Inbegriff von Terror, Angst und Schrecken. Hier standen die Kasernen von Gaddafis Elitetruppen. Wer hier verschwand, wurde meist nie wieder gesehen. Am Abend unserer Ankunft wurden wir Zeugen einer frenetischen Suche nach eingemauerten Opfern unter der Erde. Immer wieder bohrte ein hydraulischer Bagger seine Metallzähne in den roten, lehmigen Boden. Hier genau, an diesen Ort, sollten gefesselte Menschen hingebracht worden sein, sagten uns die Leute.

An den beiden Tagen zuvor hatten sie bereits in der Nähe unterirdische Verliese mit Eingesperrten gefunden, in einem zwei, in einem anderen sechs und in dem größten 40 Gefangene, von denen drei gestorben waren. Auch diesmal stieß der Bagger wieder auf eine Konstruktion. Mit Spitzhacke und Vorschlaghammer hackten die Retter ein erstes Loch in die unterirdische Mauer aus grauen Leichtziegeln, riefen in die Öffnung und leuchteten mit Taschenlampen hinein – nichts. Das kleine Verlies war leer. Es hatte keine Tür, nur Wände ringsherum und oben unter der Decke ein weißes Luftrohr. Schnell geschlagene Gucklöcher führten zu weiteren Erdzellen, ebenfalls ohne Tür und ebenfalls leer. An einer Ecke des unterirdischen Gefängnisses fanden die Helfer schließlich die Öffnung, eine kleine Betonklappe. Hier sollten die Menschen nach unten gestoßen und offenbar anschließend in ihre neu gebauten Särge mit Luftrohr eingemauert werden.

Ich schwor, nie wieder einen Fuß nach Libyen zu setzen

Wir sind ein zweites Mal nach Libyen gefahren, kurz nach den ersten Einsätzen der Nato. Zwei Stunden nach Beginn der französischen Luftangriffe wäre Bengasi in die Hände Gaddafis gefallen, seine Panzerspitzen standen bereits fünf Kilometer vorm Justizpalast an der Corniche, der Uferstraße der Stadt, entfernt, dem Nervenzentrum der Aufständischen. Wir haben die euphorischen Siegesfeiern miterlebt, die trügerische Hoffnung der Rebellen, mithilfe der Nato jetzt schnell mit Gaddafi fertig zu werden. Wir sind einen Tag lang mitgefahren an die Front und haben das ganze Chaos der Amateurkämpfer gesehen. Die Kämpfe aber sollten noch weitere sieben Monate dauern mit am Ende 30 000 Toten und vielen zehntausend Verletzten.

In dieser Zeit wurde den Militärplanern klar, dass eine Eroberung von Tripolis vom tausend Kilometer entfernten Bengasi aus nicht möglich sein würde. Also begannen sie, in den Nafusa-Bergen südwestlich von Tripolis und nahe der Grenze zu Tunesien „befreite Gebiete“ zu schaffen und in der Stadt Nalut ein zentrales Trainingslager aufzubauen. Dort wurden seit Mai die „Offiziere“ der sogenannten Tripolis-Brigade ausgebildet, deren 1200 Mann starke Streitmacht am 21. August schließlich die libysche Hauptstadt zu Fall brachte.

Wir waren an diesem Sonntag gerade auf dem Weg zurück von unserem Urlaub in Dänemark nach Kairo und saßen in Hamburg auf dem Flughafen, als wir die ersten unglaublichen Fernsehbilder sahen von Aufständischen auf dem Grünen Platz im Zentrum von Tripolis. Das erste Rebellenauto dort war übrigens ein Mitsubishi-Jeep, der früher einer Autopflegefirma in Bayern gehört hatte. Sollte es irgendwann einmal ein Museum der Rebellion geben, wird der verbeulte Wagen einen prominenten Platz bekommen. Sein früherer deutscher Besitzer jedenfalls zeigte Humor. „Auf eines lege ich Wert“, flachste er am Telefon, als ihn eine der Zeitungen, für die ich schreibe, ausfindig machte. „Als ich den Wagen verkauft habe, hatte er noch keine Einschusslöcher.“

In Kairo angekommen, ging es am nächsten Abend sofort weiter nach Tunis. Die Weiterreise nach Tripolis per Auto hat dann weitere 36 Stunden gedauert, die ortskundigen Schleuser machten den Profit ihres Lebens. Die Gefahren journalistischer Arbeit in einem Bürgerkriegsland lassen sich nur schwer kalkulieren. Vieles ist auch einfach Glück. Dazu zwei Beispiele: Wir kamen erst spät in der Nacht per Minibus in Zintan an, der Rebellenhochburg in den Nafusa-Bergen. Dort hielten die Aufständischen in einem Postgebäude ein paar Matratzen für durchreisende Journalisten bereit. Todmüde wie wir waren, haben wir etwas verschlafen und wurden um 7 Uhr 30 von den örtlichen Betreuern geweckt. „Ihr müsst los, später ist es zu gefährlich“, sagten sie. Vor uns – also pünktlich – abgefahren waren drei italienische Journalisten. Sie gerieten in einen Hinterhalt, ihr Fahrer wurde vor ihren Augen auf offener Straße umgebracht. Sie selbst erlebten 24 Stunden in Todesangst, bevor die Gaddafi-Kämpfer sie laufen ließen. Uns dagegen ist nichts passiert.

Unsere erste Recherchefahrt in Tripolis galt dann dem berühmt-berüchtigten Rixos-Luxushotel. Dort mussten während der Gaddafi-Zeit alle ausländischen Journalisten absteigen und wurden rund um die Uhr überwacht. Wir wussten, dass sich nach dem Vorrücken der Rebellen Gaddafi-Kämpfer dort verschanzt hatten und rund 35 Journalisten als menschliche Schutzschilde festhielten – ein Indikator, dass sich Gaddafi selbst auch dort befinden könnte und Schutz vor alliierten Bombenangriffen suchte. Wir fuhren los in einem Taxi, das wir auf der Straße gefunden hatten. Nahe dem Rixos kamen uns zwei Kollegen in schusssicheren Westen im Laufschritt entgegen. Sie hätten im letzten Moment entkommen können, berichteten sie atemlos.

Was war passiert? Drei Kollegen der New York Times, die ebenfalls in unserem Hotel wohnten, waren zehn Minuten vor uns dorthin gefahren. Ihr Fahrer bog links ab statt rechts, wie ihm gesagt, geriet in Panik und fuhr dann geradewegs in die Einfahrt des Hotels, weil er sich nicht richtig auskannte. Die Gaddafi-Leute zerrten ihn aus dem Auto, stießen ihn zu Boden, hielten ihm das Gewehr an den Kopf und nahmen die drei Reporter, darunter eine Fotografin, zu Geiseln. Nach einer Stunde ließen sich die Kidnapper überreden, das Trio und ihren Fahrer freizulassen. Alle saßen die nächsten Tage oft stundenlang bleich und schweigend in der Cafébar des Hotels, wo es nichts gab außer etwas heißem Wasser für Tee.

Wie aber wurde Tripolis befreit, von dem wir aus der Ferne immer dachten, es sei eine sichere Hochburg Gaddafis? Wir waren mit dabei, als der Nationale Übergangsrat abends in einer feierlichen Pressekonferenz offiziell seine Machtübernahme von Tripolis ausrief. Unter den Versammelten war auch ein untersetzter unscheinbarer Mann, der sich im Gespräch dann als eine der Schlüsselfiguren entpuppte: Mohammed Omeish. In seinem Wohnzimmer war alles geplant worden. Sein Haus steht in einem ländlichen Villenvorort im Westen der Stadt. Hier befand sich das militärische und logistische Nervenzentrum der Rebellen, von hier aus wurde mit der Nato kommuniziert.

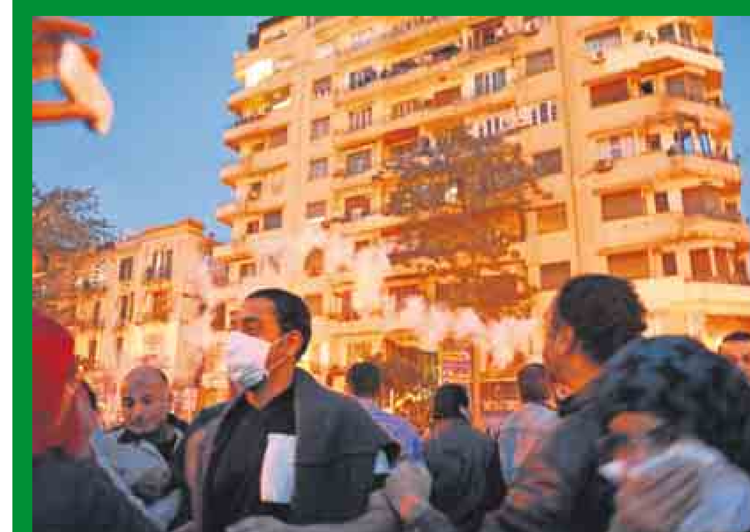
Ein Wohnzimmer war die Zentrale des Aufstands

Omeish besaß ebenfalls Internet per Zwei-Kanal-Satellitenschüssel, sein Anwesen ist zudem umringt von Verwandten. Misstrauische Nachbarn brauchte das fünfköpfige Befreiungskomitee bei seinen konspirativen Zusammenkünften also nicht zu befürchten. Allen Verhaftungswellen des Regimes, denen zwischen Februar und August rund 60 000 Menschen zum Opfer fielen, sind der in den USA promovierte Verwaltungswissenschaftler und seine vier Mitstreiter wie durch ein Wunder entkommen.

Für den Aufstand wurde Tripolis nach seinen Worten in 15 Bezirke unterteilt, in jedem Stadtteil „die angesehenste Person angesprochen und eingeweiht“. Alle, die mit einer Waffe umgehen konnten, wurden ausfindig gemacht und registriert. Reiche Geschäftsleute spendeten große Summen für den Kauf von Waffen. Denn Muammar Gaddafi hatte begonnen, aus seinen riesigen Beständen Gewehre und Pistolen an seine Anhänger ausgeben zu lassen. Viele von ihnen konnten der Versuchung nicht widerstehen, einen schnellen Dinar zu machen und verkauften die Waffen an die Aufständischen weiter. Kostete im April eine Kalaschnikow noch 500 Dinare, mussten die Rebellen im Juni und Juli bereits 2000 bis 4000 Dinare hinblättern, umgerechnet 1200 bis 2400 Euro – für einfache Berufe in Libyen ein Jahresgehalt.

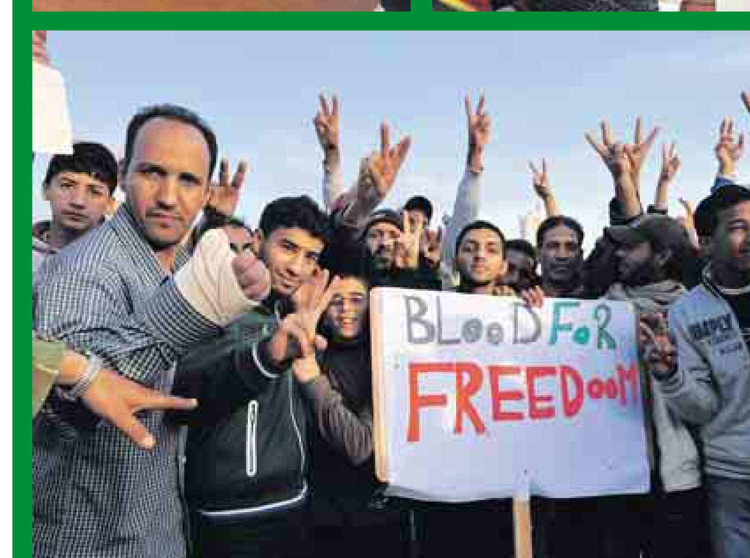
Im Juni bekam das Regime erstmals Wind davon, dass etwas im Gange war, „doch das Ausmaß haben sie sich nicht vorstellen können“, sagte uns Omeish. Auch den genauen Tag des Aufstands konnte das Regime ermitteln, wie die Opposition durch Anzapfen des Funkverkehrs von Gaddafi-Einheiten erfuhr. Doch zu ihrer Überraschung nahm die andere Seite den Termin nicht weiter ernst, hielt die Rebellen offenbar nicht für einen nennenswerten militärischen Gegner.

Der Befreiungsrat hatte den Termin für die Volkserhebung im Fastenmonat Ramadan auf Samstagabend, den 20. August, festgesetzt, und zwar um 20 Uhr 30, eine Dreiviertelstunde nach dem Fastenbrechen. Das vereinbarte Signal war ein „Allahu Akbar“ aus den Lautsprechern aller 2500 Moscheen der Stadt. In letzter Minute bat die Nato um Aufschub, um noch weitere Bombenziele „abzuarbeiten“. Doch die Revolutionäre wollten nicht mehr länger warten. Die Befehle seien raus, der Aufstand in der Zwei-Millionen-Stadt ausgerufen. „Es gibt kein Zurück mehr“, übermittelte Mohammed Omeish per Satellit nach Brüssel.



Tage des Zorns: Auf dem Kairoer Tahrir-Platz schützen sich Demonstranten am 26. Januar gegen das Tränengas. Eine Frau hüllt sich in eine ägyptische Flagge

Geschafft: Jubelnde Kinder nach dem Fall von Tripolis vor Gaddafis Machtzentrale



Zeitenwechsel: In Tripolis bahnen sich Bürger den Weg in die Folterkeller des Regimes – auf der Suche nach Überlebenden (Bild oben links). Deutsches Vehikel der Revolution: Der Jeep (kleines Bild oben) gehörte früher einer Autopflegefirma aus Bayern. Die erste Zeitung der Rebellen erschien Mitte Februar in Bengasi (kleines Bild unten). Bild unten: Jubelnde Gaddafi-Gegner in Tobruk.